

KAIA MILBURN

Bleib bei mir, wenn der Sommer geht

Über die Autorin

Kaia Milburn ist das Pseudonym einer bekannten Jugendbuchautorin. Sie war schon als Kind von Geschichten und vom Reisen fasziniert. Kein Wunder, ist doch ihre Tabak kauende schwedische Urgroßmutter mit einem Schmied nach Amerika durchgebrannt. Milburn hat viele Jahre als Journalistin gearbeitet, in den USA mit einer Verhaltenswissenschaftlerin die Intelligenz von Pferden erforscht, in Peru die Regenbogenberge erklettert, in Schweden in einem Wald am Meer überwintert und in Norddeutschland Wurzeln geschlagen. Dort lebt sie heute mit ihrer Familie auf dem Land.

KAIA MILBURN

Bleib bei mir,
wenn der
Sommer
geht

Roman

lÜbbe

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf,
Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher
in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien
kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch Agentur Brauer
(Agentin: Ulrike Schuldes)

Copyright © 2023 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln

Lektorat: Daniela Jarzynka
Textredaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de unter Verwendung von
Illustrationen von © www.buerosued.de und © Mauritius Images,
Onzeg / Alamy / Alamy Stock Photos
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-404-18958-8

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Kapitel 1

Dawn

Da ist er. Der Duft von Heckenrosen und Meerwasser.

Er hat mir so gefehlt.

Ich schließe die Augen und ziehe ihn tief in meine Lungen, so tief ich nur kann. Dann halte ich die Luft an, ich will ihn nicht wieder hergeben. Ich will, dass dieser Duft seinen Zauber für mich wirkt. Unerschütterlich und verlässlich das Versprechen von Geborgenheit und Leichtigkeit einlöst. So, wie es damals war. Wie es jeden Sommer war.

Viele unbeschwerte Sommer lang.

Das Erste, was mir in den Sinn kommt, wenn ich an das Carmel-by-the-Sea meiner Kindheit denke, ist dieses Aroma von Heckenrosen und Meer – es ist gleichbedeutend mit Sich-zu-Hause-Fühlen. Juni bis September bei Tante Lucy – dort, wo alles gut war.

Ich hatte eine glückliche Kindheit. Wie eine sanfte, warme Brise auf der Haut, wie pudrig weicher weißer Sand zwischen gebräunten Zehen.

Ich kann den Nachhall immer noch spüren. Nun stehe ich wieder hier. Genau jetzt. Sand unter meinen Füßen, vor mir das Meer.

Ich höre das Geschrei von Möwen über mir.

Als wäre nichts geschehen. Als wären die Jahre dazwischen
ausgewischt.

Aber das sind sie nicht. Meine Kinderzeit ist lange vorbei.

Ich bin zweiunddreißig Jahre alt, und ich kann die Luft nicht
länger anhalten.

Keuchend atme ich aus.

Kapitel 2

River

Marge steht auf der Veranda, die schmerzende Hüfte an die Balustrade gelehnt, die ich immer noch nicht gestrichen habe. Meine Pflegemutter wirkt klein und zerbrechlich, als sie über die mit Reben bewachsenen Hänge blickt. Die ausgeleierte Strickjacke hat sie eng um sich gezogen. Sie fröstelt. Der Wind spielt mit ein paar Flöckchen der abgeblätternen weißen Farbe. Sie sehen beinahe aus wie Kirschblüten.

Der Morgen ist frisch, von den Bergen fällt eine feuchte Kühle, Gift für Marges arthritische Knochen, aber es liegt dieser Frau nicht, über solche Kleinigkeiten zu jammern. *Dinge, die man nicht ändern kann ...*, höre ich ihr Mantra im Klang der warmen, stets ein wenig heiseren Stimme in meinem Kopf. *Und der Sonnenaufgang ist viel zu schön, um ihn zu verpassen.* Goldenes Orange über nebelweißem Grün. *Man weiß nie, wie viele man noch erleben darf. Koste jeden davon aus, River.* Sie würde niemals zulassen, dass eine Glasscheibe sie von diesem Anblick trennt.

Die Fliegentür fällt mit einem metallischen Quietschen hinter mir zu und verrät mich.

Ich halte ihr einen dampfenden Emaille-Becher mit Kaffee

vor die Nase. Stark und süß, aber entkoffeiniert. Ihr Herz schlägt ein wenig zu schnell. »Na, prüfst du die Regenwahrscheinlichkeit anhand der Wolkenformen? Du könntest es dir leichter machen und einfach in deine Handy-App gucken.«

»Spotte nur, River. Du kommst auch mal in mein Alter, und dann setze ich mich auf eine Wolke und spuck dir auf den Kopf, damit du dich an diesen Moment erinnerst, wenn du in deine Handy-App starrst und irgendein Grünschnabel dir was von seinem eingebauten Mikrochip erzählt, mit dem er sich seine eigene virtuelle Wetterwelt bauen kann.«

Ich muss lachen. »Du bist unvergleichlich, Marge. Mit dir kann es niemand aufnehmen.«

»Na, das will ich doch schwer hoffen! Irgendwas liegt heute in der Luft, wovon deine Wetter-App nichts weiß. Denk an meine Worte! Und danke für den Pseudowachmacher. Wenigstens duftet er wie Kaffee. Hast du gut geschlafen?«

Ich nicke. »Danke, dass ich bei euch unterkriechen durfte. Das war genau das, was ich nach dem Tag gestern brauchte.«

»Du lässt diese Seelchen immer noch viel zu sehr unter deine Haut. Aber auch dafür lieben wir dich.« Ihre Augen strahlen sanft, als sie mich anlächelt, und die feinen Falten graben sich noch tiefer in die dünne, von Altersflecken besprenkelte Haut.

Euch und *wir*. Auch nach dem Tod meines Pflegevaters Joe haben wir diesen Sprachgebrauch nicht verändert. Wir spüren ihn immer noch beide. In jedem Balken, jedem Stein, jedem Zentimeter dieses Anwesens.

Ich würde sie gern hochheben und herumwirbeln – oder mich in ihre Arme werfen und den Kopf an ihren Busen schmiegen. So wie damals, als sie mir sagte, dass ich nie mehr fortmüsse von dieser Farm namens *Cloudwalk Haven*, egal, was ich angestellt hätte oder noch anstellen würde.

Ich war ein so unglaublich störrischer Teenager, der seine Angst und seinen Schmerz hinter einer Wand aus Wut und Gleichgültigkeit versteckte und bereits vier Pflegefamilien verschlissen hatte – oder von ihnen verschlissen worden war: Alkoholiker, Borderliner, im Trailerpark Gestrandete, für die ich eine gesichtslose Sicherung der Miete auf zwei Beinen war.

Zwei Jahre hatte ich gebraucht, um hier auf der Farm bei Marge und Joe anzukommen und mit dem Vertrauen umzugehen, das sie mir vorstreckten.

Ich war wie eins dieser aggressiven Straßenkätzchen, die sich noch Wochen nach ihrer Rettung nur unterm Bett hervortrauen, wenn alles schläft, und ihre Krallen fauchend in alles schlagen, was sie erreichen können – selbst wenn es ihnen Futter bringt.

Marge und Joe ließen mich einfach machen, erwarteten nichts, außer, dass ich regelmäßig aß und entweder in die Schule ging oder, wenn ich mich dagegen entschied, mir selbstständig eine der Ersatzaufgaben von der Liste aussuchte, die am Külschrank direkt neben dem altmodischen Wandtelefon hing. Sie kontrollierten die Ergebnisse nie, aber wenn ein Anruf aus dem Büro des Direktors kam, setzte Joe seine Brille auf, studierte die Liste und setzte seinen Finger neben die Zeile, die ich zuletzt als erledigt ausgestrichen hatte. Ohne mit der Wimper zu zucken, erklärte er dann, wobei er so dringend meine Hilfe benötigt hätte, dass es einen Schulbesuch leider nicht möglich gemacht habe, und verbat sich Diskussionen darüber.

Marge und Joe gaben mir diesen dicken Vertrauensvorschuss einfach so – und ich lernte, wenn auch erschreckend langsam, mich dieses Kredits aus bedingungsloser Liebe und Freiheit als würdig zu erweisen. Mit freiwilligen Zinsen.

Die Farm war mein sicherer Hafen und die Liste mein Rettungsanker, egal, wie hoch die Wellen schlugen. Auch heute

noch, zwanzig Jahre später, kann ich sie auswendig. Ich habe sie in meinem Herzen bewahrt, die Lieblingsaufgaben ebenso wie die verhassten.

Und *Cloudwalk Haven* wird immer mein Zuhause sein.

Ohne Marge und Joe hätte ich niemals die Energie und den Mut gefunden, aufs College zu gehen, geschweige denn, meinen Master zu machen. Ich wäre niemals zu dem geworden, der ich bin. Eigentlich müsste ihr Name genauso auf dem Schild meiner kleinen Tierarztpraxis stehen wie meiner.

»Einen Dollar für deine Gedanken.« Marge sieht mich über den Rand ihrer Tasse an. Ihre Augen glitzern spöttisch. »Wo bist du gerade?«

Verlegen puste ich in meinen Kaffee und schlürfe vorsichtig. Trotzdem verbrenne ich mir die Zunge. »Bei jungen Taugenichtsens und kratzbürstigen Kätzchen«, sage ich und verziehe die Mundwinkel.

»Ein neuer Fall?«

Ich schüttle den Kopf und beuge mich vor, um ihr spontan einen Kuss auf die Wange zu drücken. »Nein. Ein ganz alter. Ging ziemlich gut aus, soweit ich das beurteilen kann.« Ich räuspere mich schnell und sehe auf die Uhr. »Muss los. In einer Stunde beginnt die Kleintiersprechstunde. Grüß Joe von mir.«

»Wie immer.«

Kapitel 3

Dawn

Ich öffne die Augen und blicke in die Weite des schier endlosen Horizonts.

In das Geräusch der hungrigen Seevögel, die an diesem Vormittag über dem Strand kreisen, mischt sich das Wimmern eines Babys und fährt mir messerscharf ins Innerste. Eine Mutter klappert mit Spielzeug, stimmt ein Kinderlied an, entfernt sich. Ich drehe mich nicht um – ich kann nicht.

Mein Herz krampft sich schmerzhaft zusammen, mein Magen ist ein Eisklumpen. Eine Kälte, die so gar nicht zu dem traumhaften Wetter und dem wunderbarsten aller Düfte passen mag, erfasst alles an mir. Wie schockgefroren stehe ich da und versuche, mich mit den Augen am Horizont festzuhalten. Es gelingt mir nicht einmal zu blinzeln. Ich stehe einfach nur da.

Eine Bö stiehlt mir rotblonde Haarsträhnen aus dem eilig zusammengesteckten Dutt und reibt sie mir ins Gesicht. Ich lasse es geschehen. Tränen laufen mir über die Wangen. Es ist nicht allein der Wind, der sie mir in die Augen treibt.

Wenn ich mich jetzt bewege, zerspringe ich in Abermillionen von Eiskristallen, denke ich. Ein letztes, vielfach regenbogen-

farbiges Glasglitzerfunkeln, bevor die kalifornische Sonne die Splitter schmelzen würde. Bevor sie sich mit der Gischt des Pazifiks vermischen und darin auflösen würden. Die plötzliche Sehnsucht nach dieser schmerzlosen Stille zerreißt mich fast ebenso sehr wie die Brde, ihr niemals nachgeben zu dürfen.

War es ein Fehler hierherzukommen? An die Orte meiner Jugend, wo ich einmal glücklich war?

»Ist das der Zapifik?« Eine weiche Kinderhand schiebt sich in meine.

Die klebrigen Fingerchen erschrecken mich einen Moment lang. Dann bringen sie mich zurück in die Gegenwart. Sie geben mir Halt. Erdung. Setzen mich neu zusammen und verhindern, dass ich mich in meinen qulerischen Gedanken verliere.

Ich male mir ein Lächeln ins Gesicht, und als ich mich zu meiner kleinen Tochter hinunterbeuge, ist es ehrlich und echt. »Der Pazifik, ja. Gefllt er dir?« Hastig wische ich mir eine Trne aus dem Augenwinkel.

»Nicht weinen, Mommy.«

Ich schttle den Kopf.

Lilly-May. Mein Anker. Mein Motor. Mein Sonnenschein. Ich muss stark sein – nein, ich *will* es. Für sie. Irgendwie schaffe ich das, schaffen wir das. Wir beide.

Sie ist es, die mich in den vergangenen Wochen und Monaten einfach nur durch ihr Dasein dazu gebracht hat, aufzustehen, mir die Zähne zu putzen, zu funktionieren. Diese kleine Seele, die so bedingungslos und felsenfest darauf vertraut, dass ihre Mama immer da ist.

Weil ich es ihr versprochen habe. Darum bin ich noch hier. Denn Versprechen muss man halten.

»Ich weine gar nicht, Lollipop.«

»Aber deine Augen sind rot.«

»Das liegt am Wind.«

Mit der Klugheit einer uralten Seele in einem sechsjährigen Körper neigt Lilly-May den Kopf und runzelt die Stirn. »Du denkst gerade an Baby Jeff, oder?«

Ich nicke. Sprechen kann ich nicht.

Sie löst unseren Blickkontakt und sieht hinaus aufs Meer. Aber sie drückt meine Hand. Ganz fest. »Ich lass dich niemals allein. Das Problem war, dass Baby Jeff zu klein war, um dir das versprechen zu können, verstehst du, Mommy?«

Ein Schluchzer zerplatzt in meinem Mund. Ich kaschiere ihn mit einem Lächeln und lasse mich auf die Knie sinken, damit ich auf Augenhöhe mit Lilly-May bin. Ich umarme sie, so fest ich mich traue, ohne den schwächtigen Kinderkörper zu zerquetschen. »*Niemals* ist eine lange Zeit, Lollipop. Ich bin schon glücklich, wenn wir so lange zusammen sind, bis du groß bist und ausziehst, weil du deine eigenen Wege gehst. Denn das darfst du und sollst du auch.«

»Das verspreche ich! Aber ich geh nicht weg. Höchstens mal für ein paar Tage nach Disneyland. Und da wäre es mir lieber, wenn du mitkommst. Wegen der bösen Hexe aus *Schneewittchen*.«

Ich lächle unter Tränen. »Vor der brauchst du keine Angst zu haben, die darf nicht in den Park, und nach Disneyland komme ich immer gern mit, wenn du mich lässt. Egal, wie alt du bist.«

»Okay, abgemacht. Das meine ich ganz ernst, Mama.« Sie streckt mir ihren kleinen Finger hin, der üppig über die halbe Fingerkuppe mit neongelbem Nagellack angemalt ist. »Pinkyschwur.«

»Pinkyschwur«, gelobe ich feierlich und hake meinen kleinen Finger in ihren. »Was meinst du? Wollen wir mal die große Zehe in den Ozean tauchen?«

Lilly-May juchzt. »Nein, *alle* Zehen von *allen* Füßen! Bis zum Knie! Und danach bauen wir eine Sandburg.«

Angesteckt von ihrer Energie, laufe ich mit ihr aufs Wasser zu. Sie zieht mich einfach mit.

Ich spüre den Sand unter meinen Füßen und wie Tausende winziger Muschelschalen unter meinen Sohlen zersplittern.

Alles Leben ist so unglaublich zerbrechlich.

Kapitel 4

River

In der Sprechstunde ist wenig los. Ein Hund, der sich einen Holzsplitter in die Pfote getreten hat. Ein paar Impfungen, Krallenschneiden, Routine.

Nur Stans alter Schäferhund Bro macht mir Kummer. Er hat wirklich schlimme Asthma. Wie sein Herrchen auch.

Ich notiere die Dosierung auf der Verpackung und schiebe Stan eine Schachtel mit Kortison-Tabletten über den Behandlungstisch. Ich habe dem Rüden eine Spritze verabreicht, mehr kann ich im Moment nicht für ihn tun. Es bricht mir das Herz.

Stan ist der älteste Freund meines Pflegevaters Joe, wie er Anfang siebzig. Mit gerade mal achtzehn Jahren wurde er nach Vietnam geschickt. Es gab eine Lotterie, am 1. Dezember 1969. Sie wurde live im Fernsehen und im Radio übertragen. Wessen Geburtsdatum ausgelost wurde, der musste seine Sachen packen. Joe hatte Glück, der Kelch ging an ihm vorüber; Stan musste gehen. Die Erfahrung hat das Leben beider Männer geprägt. Joe wurde Sozialarbeiter und las Jungen wie mich auf, um ihnen ein Zuhause zu geben. Stan hat überlebt. Den Krieg – und inzwischen auch meinen Pflegevater. Als er lungenkrank aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, schaffte Stan sich Zie-

gen und Schafe an. Ziegenmilch habe ihm das Leben gerettet, hat er mir einmal erklärt. Er tut alles für die Zottelbärte – und produziert den besten Jack Cheese in ganz Monterey County. Obwohl oder vielleicht gerade *weil* er ihn nicht aus Kuhmilch herstellt.

»Fahrt ans Meer runter, Stan. Die Luft wird Bro guttun.«

»Ich kann meine Ranch und die Tiere nicht einfach allein lassen, Junge, das weißt du.«

Kann sein, dass ich es eines Tages lernen werde, die Klappe zu halten. Aber heute ist nicht der Tag. »Die Spritzmittel, die von Humps Weinbergen zu euch rüberwehen, sind nicht gerade das, was ich als Inhalationstherapie verordnen würde.«

Stan lacht bitter auf. »Dann müsste ich wegziehen. Das Valley ist aber meine Heimat. Gibt keinen schöneren Flecken Erde, und irgendwann sehen wir uns alle das Gras von unten an. Ich habe meinen Frieden damit gemacht.«

»Hmm.«

»Es ist ja nur bei Westwind«, ergänzt er, als er meine besorgte Miene sieht. »Da müssen wir durch.« Er senkt den Blick und streichelt Bro über den Kopf.

»Vielleicht wären ein Umzug und einen Gang runterschalten nicht das Schlechteste. Du lebst ganz allein da oben in den Hügeln.«

»Mit meinen Tieren.«

»Alle außer deinem Nachbarn haben schon vor Jahren auf ökologischen oder zumindest halbwegs umweltverträglichen Anbau umgestellt und ...«

»Soll ich mich etwa mit Hump anlegen?«

»Nein, natürlich nicht. Entschuldige. Geht mich auch nichts an.«

Er nickt, von einem weiteren trockenen Hustenanfall ge-

schüttelt. »Kannst du sonst noch was für meinen Kumpel hier tun, oder nicht?«

»Irgendwann demnächst würde ich mir gern seine Hüfte unterm Röntgengerät ansehen. Aber bevor ich ihn dafür in Narkose lege, hätte ich gern erst mal seine Atmung stabil.« Ich tippe auf die Tabletten. »Hier. Zweimal täglich eine. Und mach einen Ausflug mit ihm, nimm ihn von mir aus zum Einkaufen mit, wenn du in den Landhandel fährst.«

»Hört, hört! Der Doc empfiehlt mir, meinen Hund bei diesem Wetter einfach im Wagen zu lassen.« Er zwinkert mir zu, und ich muss schmunzeln.

»Du nimmst ihn doch überall mit rein, ob es erlaubt ist oder nicht. Und Carmel ist ja wohl das hundefreundlichste Städtchen, das ich kenne.«

»Er fährt nicht gern Auto.«

Ich seufze. »Okay, verstehe. Hör zu, wenn es schlimmer wird, dann ...«

Der alte Mann tätschelt mir die Hand. Seine Finger fühlen sich kühl an. »Ein paar Wochen noch. Spätestens im Juli ist die Spritzerei auch drüben bei Hump vorbei. Dieses Jahr wird eine frühe Lese erwartet.« Er sieht seinen Hund an. »Wir machen uns einen schönen Sommer, und im Herbst sehen wir weiter. Und wenn es nicht mehr geht ...« Er bricht ab. »Ich weiß, wo ich dich finde.«

Ich nicke. »Wenn du magst, kann ich ihn einmal in der Woche auf meiner Tour mitnehmen, wenn ich Marges Olivenprodukte nach Carmel bringe.«

»Damit er die hübschen Yorkis auf der Juniper Street frisst? Das würde dir gefallen, was, Bro?«

Der Rüde sieht zu seinem Herrchen auf und wedelt erwartungsfroh mit dem Schwanz.

»Es macht mir nichts aus, Stan. Gleich heute Nachmittag? Ich habe nur eine Patientin auf dem Weg. Wir geben Marges Kiste im Souvenirladen ab, drehen eine gemütliche Runde durchs Städtchen, jagen ein paar Möwen am Strand und machen noch einen kurzen Schlenker nach Monterey. Ich muss eine Blutprobe ins Labor dort bringen, das mache ich lieber selbst. Heute Abend bekommst du ihn wieder.«

»Ja, mal sehen. Wenn dir das wirklich keine Umstände macht ...« Stan räuspert sich. »Was bin ich dir schuldig?« Er steckt die Tabletten in die Brusttasche seines Hemdes und greift sich an die hintere Hosentasche seiner Jeans, um die Brieftasche herauszuholen.

»Lass stecken, ich will kein Geld von dir. Denk an mich, wenn dein nächster Mezzo Secco reif ist.«

Die Augen des Veteranen blitzen kurz auf. »Ich habe einen Dry Jack in der Mache. Schön zitronengelb von außen, fängt gerade an, sich orange zu verfärben. Nächsten Monat will ich ihn versuchsweise anschneiden. Dann lagert er etwas über ein Jahr. Ist zwar schon alles vorbestellt, aber einen Laib Käse habe ich für mich zurückbehalten. Davon heb ich dir ein ordentliches Stück auf.«

»Aber dann geht der nächste Ziegen-Check-up auch auf mich!«, sage ich lächelnd.

Stan legt mir seine von Gicht gezeichnete rechte Hand auf die Schulter. »Du bist ein feiner Junge, River. Aber du kannst nicht die ganze Welt retten. Hat man dir das auf der Vet School nicht beigebracht?«

»Sie haben's versucht. Aber du weißt doch, ich bin stur.«

»Wie ein Panzer. So findest du nie eine Frau. Zumindest habe ich noch nie einen Panzer zum Altar schreiten sehen.«

»Vielleicht will ich das gar nicht.«

»Sagte der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen.« Stan schnalzt Bro zu, und der alte Schäferhund, der es sich zu unseren Füßen auf dem kühlen Steinboden gemütlich gemacht hatte, erhebt sich hechelnd.

»Ich fahre gegen vier an die Küste. Wenn du magst, sammle ich Bro bei dir ein. Es wird uns beiden guttun, die Füße ein wenig in die Wellen zu halten.«

»Tu, was du nicht lassen kannst.« Er nickt mir an der Tür noch einmal zu. »Danke, Junge.«

»Bis später dann!« Nachdenklich wische ich mit dem Desinfektionsspray den Behandlungstisch ab und schalte die Lampe aus.

Das Wartezimmer ist leer, Bro war der letzte Patient für heute Vormittag. Den Nachmittag habe ich mir wegen zweier Hausbesuche und der Laborprobe freigehalten. Ich gehe nach vorn, drehe das *Geschlossen*-Schild um und sehe die Straße hinunter. Stan hievt gerade mühsam den alten Hund auf die Ladefläche des Pick-ups. Die Rampe, die ich ihm als Dauerleihgabe für Bro überlassen habe, liegt unbenutzt daneben.

»Panzer«, murmle ich leise. »Selber.«

Dann schließe ich die Rollläden.

Kapitel 5

Dawn

Eine halbe Stunde später sitzen wir vor unserem weißen Van auf türkisblauen Klappstühlen, an denen noch die Preisschilder kleben, und löffeln Joghurt mit frischen Blaubeeren und einem Klecks Honig: die Farben und der Geschmack des kalifornischen Sommers.

Unsere Haare lassen wir von der Sonne trocknen, genau wie unsere durchnässten Sachen, die ich an einer improvisierten Wäscheleine in der offenen Seitentür aufgehängt habe.

Ich habe einen Parkplatz in der Ocean Avenue ergattert, ganz vorn. Vor uns befinden sich nur noch ein paar dieser gefiederten Bäume, deren Namen ich mir einfach nicht merken kann, und ein paar gelbe Sandsteinblöcke, die einen davon abhalten sollen, mit dem Wagen über den feinen weißen Pudersand zu brettern.

Es ist kaum was los, ein Werktag Ende Juni, der Sommer beginnt gerade, die Ferien starten offiziell erst in ein paar Tagen. Wir haben freien Blick auf den Strand und das Meer, und Toiletten gibt es auch.

Lilly-Mays Haare kringeln sich über ihre Schultern, wie immer, wenn sie nass sind. Natürlich habe ich ihr nicht erlaubt zu schwimmen. Die Wellen waren viel zu hoch, das Wasser war

zu kalt – und ich zu müde. Für eine Runde Fangen und einen Sprint an meiner Hand reichte es gerade noch aus. Nach fünf Minuten in der Brandung waren wir beide nass bis auf die Haut. Noch mal fünf Minuten später hatte Lilly-May sich die Taschen bis zum Bersten mit Muscheln und hübschen Steinen gefüllt, und nur mit der Aussicht auf Mommys Spezialjoghurt ließ sie sich dazu bewegen, mit mir zurück zum Van zu kommen.

»Aber die Sandburg bauen wir auch noch.«

»Später vielleicht, okay?«

Fröhlich zu sein ist für mich ein Kraftakt.

Zu viele Bilder.

Immer noch.

»Mommy, wieso heißt der Strand hier Sonnenuntergangsstrand?«, fragt sie mich zwischen zwei Löffeln und zeigt auf das unscheinbare Schild am Straßenrand.

Verblüfft sehe ich meine Tochter an. Ein zartvioletter Joghurtmund bedeckt ihr halbes Gesicht.

Im vergangenen halben Jahr, während wir, ihre Eltern, mit Vorwürfen, Trauer, Verlust und den Scherben unserer Ehe beschäftigt waren, hat sie sich mehr oder weniger selbstständig Lesen und Schreiben beigebracht.

Ich wische mit dem Zeigefinger über ihre Nasenspitze und lecke die Blaubeercreme ab. »Weil man von hier einen besonders schönen Blick auf ...«, will ich erklären.

»Oh, lass uns bis zum Sonnenuntergang bleiben, biiiiitteeeee!« Lilly-May springt auf und klettert mir auf den Schoß. »Dann können wir auch die Sandburg bauen.«

»Bis dahin dauert es mindestens noch zwei Stunden. Wir wollen doch weiter zu Tante Heather. Es ist unhöflich, wenn man als Besuch so spät ankommt.«

Entrüstet richtet sie sich auf und stemmt sich mit ihren dün-

nen Ärmchen von meinen Schultern ab. »Du hast gerade eben noch gesagt, es ist nicht mehr weit. Was denn nun? Das Fahren mit dem Bus ist anstrengender, als du gedacht hast, und du hast noch nicht so viel Kraft. Das hast du vorhin auch gesagt!« Ihre Stimme wechselt vom Schulmeisterlichen ins Bezirzende. »Leg dich doch noch ein bisschen hin, Mommylein. Du ruhst dich aus, und ich übe ein bisschen lesen oder male. Dann kannst du später länger wach bleiben, wenn wir da sind, und dich mit deiner Freundin unterhalten, und ich gehe ganz brav ins Bett. Es ist bestimmt auch unhöflich, wenn du müde bist, wenn wir bei Tante Heather sind.«

»Du merkst dir jedes Wort und setzt es gezielt für deine Zwecke ein, oder?«

»Natürlich. Ich will doch Professor werden.«

Ich seufze, schiebe sie von meinem Schoß und stehe auf. Mit den eigenen Waffen geschlagen. »Professorin«, korrigiere ich leise und sammle unsere Teller ein, um sie im Van kurz abzuspülen. »Und eigentlich sind das eher Anwälte, die diese Rhetorik draufhaben.« Dann frage ich laut: »Musst du mal zur Toilette? Da drüben sind welche.« Ich zeige auf die öffentlichen Waschräume.

Lilly-May schleckt ihren Löffel ab, bevor sie ihn mir gibt, und schüttelt den Kopf. »Heißt das, wir bleiben?«

»Nur, wenn wir uns *beide* noch ein wenig hinlegen, bevor die Sonne ins Meer sinkt.«

Sie sieht mich entrüstet an. »Mommy, das sieht doch nur so aus! Sonst würde es ganz doll zischen. Die Sonne ist Trillionen Grad heiß und ganz weit weg. Das hat mir Daddy erklärt.«

Sie beißt sich sofort auf die Zunge, weil sie fürchtet, dass ich mich bei der Erwähnung von Jesse verkrampfe.

»Alles gut, Lollipop. Du bist sehr klug, und es ist wunderbar,

wenn du etwas lernst. Dein Daddy weiß eine Menge. Und er wird immer dein Daddy bleiben und dich liebhaben, ganz egal, was passiert ... ist.«

Mein Kinn zittert. Bilder in meinem Kopf. Lilly-Mays Lieblingstедdy. Eine kleine Kiste in einem dunklen Loch. Eine Handvoll Erde.

Kraftlos ziehe ich mich mit einer Hand an der Stufe hoch. Ich tauche durch unsere Handtücher ins Wageninnere und bete, dass sie mein Zittern nicht bemerkt hat.

Reiß dich zusammen, Dawn. Die vergangenen Monate waren schwer genug. Sie hat eine unbeschwerte Kinderwelt verdient. Lass nicht zu, dass der Riss darin immer größer wird. Ist das nicht der Grund, weswegen wir aufgebrochen sind? Um das Vergangene hinter uns zu lassen? Neu anzufangen?

In Las Vegas hat es nicht funktioniert. Mit Jesse hat es nicht funktioniert. Mit meinem Job auch nicht.

Dabei habe ich alle drei geliebt. Früher einmal.

Ich bin Bookerin in einer Model- und Schauspielagentur – nein, ich *war* es.

Von einem Augenblick auf den anderen wurde mein Leben völlig auf den Kopf gestellt, und es ging nichts mehr. Und das muss verdammt noch mal endlich wieder anders werden. Wenn nicht für mich, dann meinem Kind zuliebe.

»Die Kleine ist noch hier, Dawn! Sie hat ein Recht auf dich!« Jesses Mahnung hallt in meinen Ohren nach.

Verdammter Bastard. Wenn er an diesem Tag nicht – wenn ... Wenn. Trotzdem hat er recht. Natürlich hat Lilly-May jedes Recht auf mich!

Darum habe ich das Wenige, was mir wichtig ist, in diesen Van gestopft und bin losgefahren: von Vegas über die Fünfzehn und die Achtundfünfzig, von Nevada nach Kalifornien, auf den

Highway Number One und dann nordwärts, über die Küstenstraße.

Knappe zehn Stunden sind wir nun unterwegs.

Ich lasse das Geschirr in die Spüle gleiten. Um ein Haar rutscht es mir aus der Hand. Wie gut, dass es kein Porzellan ist, denke ich, und dass mein richtiges Geschirr inzwischen in einem Karton in Moms Garage in Santa Clarita lagert.

Auch die Beziehung zu ihr hat einen Knacks bekommen.

Ich schlucke den Schmerz über all das hinunter. Ballast. Erinnerungen an ein vergangenes Leben.

Loslassen.

Mein Bauch sagte mir, dass das der einzige Weg ist.

Die Psychologin meinte, es sei vielleicht nicht verkehrt, einen Neuanfang an einem anderen Ort zu versuchen.

Ein Teil von mir fürchtet, dass zehn Autostunden immer noch nicht weit genug weg für einen Neuanfang sind. Aber Heather war die Einzige, die bereit war, uns beide aufzunehmen. Okay, sie ist auch die Einzige, die ich gefragt habe. Der ich nicht nur vertraue, mich in diesem Zustand auszuhalten, sondern die für mich ein Vorbild ist, weil sie genau das geschafft hat, was ich noch vor mir habe. Auch wenn die Umstände nicht vergleichbar sind. Das sind sie nie. Natürlich nicht. Heathers dritter Pluspunkt: Sie stellt keine Fragen. Zumindest nicht die von der überflüssigen Sorte, die eine erste, zarte Haut über einer unsagbar tiefen Wunde immer wieder neu aufreißen.

Carmel Valley also. Warum auch nicht?

Kapitel 6

River

»Von wegen, du fährst nicht gern Auto, was, Großer?«

Bro sitzt während der ganzen Fahrt stolz wie Oskar auf dem Beifahrersitz, die Nase und die flatternden Ohren im Wind.

Unser erster Stopp ist die Gästefarm der Hendersons. Während ich Betsys tragende Stute untersuche, legt der Hund sich brav in den Schatten neben meine Medikamententasche und wartet auf mich.

»Hast du einen neuen Assistenten?« Betsys Mundwinkel zucken belustigt.

Bro hat sein Kinn auf der geöffneten Tasche abgestützt und schnarcht.

»Den besten der Welt«, erwidere ich unverbindlich lächelnd und stecke die Hülle auf die Kanüle zwischen meinen Zähnen. Dann löse ich meinen Finger von der Einstichstelle an der Halsvene, nehme der Fuchsstute das Halfter ab und entlasse sie mit einem leichten Klaps auf die Weide. »Fertig.«

Als wüsste er genau, dass wir über ihn reden, hebt Bro den Kopf. Betsy wirft ihm ein Stückchen getrocknetes Rindfleisch zu, er schnappt es im Flug. Ich freue mich, dass die Medikamente bereits anzuschlagen scheinen. Mal abwarten, wie lange es vorhält.

»Guter Junge«, lobt Betsy. Aber sie sieht mich dabei an, mit diesem vertrauten, flirtbereiten Betsy-Blick. »Ich hoffe, wir sehen uns öfter.«

»Das entscheidet Bros Herrchen.«

»Ist das so? Wie schade ...«

Ich gehe nicht darauf ein.

Betsy nimmt mir das Halfter ab und hängt es sich über die Schulter. Sie weiß sich in Szene zu setzen. Jede ihrer Bewegungen wirkt wie lange vor dem Spiegel eingeübt. Sie hat längere Beine als ihre Stute und ist fast genauso braun, dabei hat der Sommer erst begonnen. Zu den abgetragenen Boots trägt sie knappe Shorts und ein vor dem Bauch verknotetes Karo-Hemd. Zwei geflochtene braune Zöpfe lugen unter einem gefilzten Hut mit breiter Krempe hervor und reichen ihr bis knapp über die Schultern. Sie sieht aus, als sei sie einem Hochglanzwerbeprospekt für texanischen Tourismus entsprungen. Genau das ist es vielleicht, was mich davon abhält, etwas mit ihr anzufangen. Es passt einfach nicht. Und wenn es schiefginge, hätte ich oben drein eine gute Kundin weniger.

Betsy hat wechselnd zehn bis zwanzig Pferde in ihrem Bestand, die sie im Reitbetrieb ihrer Gästefarm einsetzt. Außerdem züchtet sie, ihre Fohlen sind begehrt und bringen ihr anständig Geld ein.

»Du findest immer einen Grund, weswegen es nicht passt«, behauptet Marge. Aber das stimmt nicht. Es muss klicken, Punkt. Außerdem fehlt mir nichts. Ich bin zufrieden mit meinem Leben. Ich habe alles, was ich brauche – und mehr als das.

Ich wedle mit den gefüllten Röhrchen und lege sie in den Styroporbehälter, den ich für solche Zwecke dabei habe. »Ich bringe die Blutprobe gleich runter nach Monterey. Wenn was ist,

melde ich mich. Die Ergebnisse sollten morgen da sein. Wenn du nichts von mir hörst, ist alles bestens.«

»Du kannst mich jederzeit anrufen, River.«

»Gut zu wissen.« Ich zwinkere ihr zu, schnappe mir meine Ausrüstung und gehe zum Wagen.

Bro folgt mir auf dem Fuß.

»Warte. Ich hebe dich rein. Aber erst brauche ich freie Hände.«

Gehorsam setzt sich der Rüde hin und beobachtet, wie ich die Tasche auf dem Rücksitz verstaue. Doch kaum, dass ich die Tür zugeschlagen und die Fahrertür geöffnet habe, springt er auf den Sitz und turnt auf seine Seite hinüber.

»Wie der Herr, so der Hund«, brumme ich. »Das Hüftröntgen können wir wohl noch ein wenig aufschieben.«

Es dauert keine drei Minuten, dann ist die Blutprobe von Betsys Stute mit dem korrekten Formular an der korrekten Stelle im Labor in Monterey.

Feierabend!

»Jetzt fängt der wirklich coole Teil des Tages an, Bro!«, verspreche ich dem alten Rüden, der sich auf meinem Beifahrersitz zusammengerollt hat.

Gleich am Ortseingang von Carmel-by-the-Sea entdecke ich eine mobile Eisdielen. Eigentlich wollte ich noch ein Stück weiterfahren, aber am Sunset Beach sind Hunde auch erlaubt, es scheint kaum etwas los zu sein, und dann gibt es noch frische Eiscreme – das sind gleich drei schlagende Argumente. Also schwenke ich auf einen der wenigen noch freien Parkplätze, schnappe mir Bros Leine, und wir steigen aus.

»Jetzt genießen wir unseren freien Nachmittag! Und darum verordne ich uns als Erstes ein Eis, kombiniert mit bester

Strandluft. Keine Bange, ich bin Tierarzt, ich darf das. Was hältst du davon? Das haben wir uns verdient, oder?«

Bro hechelt zustimmend.

Die Betreiberin des Eiskarrens hat einen Teil unseres Dialogs mitbekommen und versichert mir, dass sie das Eis selbst herstellt: »Absolut hundetauglich, es besteht nur aus frischer Wassermelone und Naturjoghurt. Alles bio, keine Geschmacksverstärker, keine Farbe oder Süßstoffe.«

»Wunderbar. Dann hätte ich das auch gern! Zweimal in der Waffel, bitte.«

Sie lacht, als sie mir meine Bestellung reicht.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob Bro nun eher mir folgt oder der tropfenden Eiswaffel, jedenfalls weicht er nicht von meiner Seite. Surfbretter, Babygeschrei, eine Mutter, die mit ihrer Tochter durch die Wellen tobt – interessiert ihn alles nicht.

Wir machen es uns unter einer der fedrigen, windgebeugten Zedern gemütlich, die so typisch für die Region hier sind, atmen die salzhaltige Luft ein und essen gemütlich unser Eis.

Es liegt noch etwas anderes in der Luft, ein beinahe kitschig-süßlicher Hauch. Vielleicht ist es der Rosenduft, den der Wind von den Gärten der Strandvillen zu uns herüberträgt. Er macht mich nachdenklich, aus einem Grund, den ich nicht wirklich fassen kann. Vielleicht ist es das Gespräch mit Bros Herrchen vom Vormittag, das noch in mir nachwirkt.

Bro ist das egal. Er schleckt und schlabbert seinen gefrorenen Melonenjoghurt brav aus meiner Hand. Natürlich ist er lange vor mir fertig – obwohl er artig aufs Kauen verzichtet hat. »Das darf man nämlich nicht. Ganz schlecht für die Zähne«, habe ich ihm erklärt, als er sich beim ersten Happes alles schnappen wollte.

Ich betrachte den alten Rüden. Er ist grau um die Nase, seine

Augen sind eingetrübt, aber nun wachsam auf meine Waffel geheftet. Er sabbert ein wenig, weil er mir gern dabei helfen würde, sie zu vertilgen. Seine Rippen heben und senken sich schnell und angestrengt unter dem schütterten Fell – immerhin regelmäßig und weit besser als am Vormittag bei der Untersuchung. Ich kann nicht einschätzen, wie viel Zeit ihm noch bleibt, und ich mache mir zusätzlich Gedanken um Stan. Er hängt unglaublich an dem Hund, auch wenn er noch so hart tut.

Als ich tief seufze, springt Bros Blick ganz kurz zu mir, dann fokussiert er wieder das Eis.

Zu viel Trübsinn an einem so sonnigen Tag.

Lächelnd nehme ich einen letzten Bissen Eis, dann halte ich Bro den Rest hin und sehe ihm dabei zu, wie er mit vor Verzückung halb geschlossenen Augen Eis, Waffel und meine Finger abschleckt. »Gönn dir was Gutes, Kumpel.«

Von Hunden kann man wirklich lernen, im Augenblick zu leben und das zu genießen, was ist – ohne Einschränkung.

Sand knirscht. Die Mutter mit dem Kind geht an uns vorbei zurück zum Parkplatz. Die beiden triefen vor Nässe. Die Kleine hüpfte fröhlich an ihrer Hand. Aus den prallvollen Taschen ihrer Shorts fällt ab und zu eine Muschel oder ein kleines Steinchen heraus, sie bemerkt es nicht. Dafür fallen ihr Bro und ich ins Auge. Kinder in dem Alter können das auch, stelle ich fest, ganz in der Gegenwart sein. Kurz begegnen sich unsere Blicke, sie lächelt scheu, aber ihre Aufmerksamkeit gilt dem Hund.

»Darf ich auch ein Eis?«, höre ich die Kleine fragen.

Ich grinse in mich hinein.

»Blaubeerjoghurt war der Deal«, antwortet ihre Mom. Sie klingt müde.

Ich kraule Bro das Fell. Er schleckt immer noch, obwohl das Eis längst Geschichte ist. »Wie sieht es aus, drehen wir eine

Runde? Auch wenn du sicher meinst, das wäre nicht mehr nötig nach deiner Vorarbeit, aber ich würde gern meine Hände im Wasser abspülen. Und ein bisschen Bewegung wird uns beiden guttun.«

Der Sonnenuntergang ist wunderschön. Bro hat allerdings mehr Interesse an den Möwen, die am Meeressaum rasten, bevor sie sich wieder in die laue Abendluft erheben. Ich habe mir die Schuhe ausgezogen und sie an den Schnürsenkeln über meine Schulter gehängt. Wir halten Abstand zu den Surfern und den Touristen und schlendern gemächlich durch den festen, feuchten Sand, weit genug weg von der Brandung, damit uns keine Welle erwischt, nah genug, dass wir ab und zu ein wenig Gischt abbekommen.

Als der Himmel sich knallorange gefärbt hat und die Sonne hinterm Horizont verschwunden ist, treten wir den Rückweg zum Parkplatz an.

Ich spüle Bro und mir das Meerwasser an einem der dafür vorgesehenen Wasserhähne ab. Ich habe nicht daran gedacht, ein Handtuch mitzunehmen. Bro schüttelt sich einfach, ich bekomme Sand und Wassertropfen ab. Hund müsste man sein. Ich reibe mir mühsam hartnäckige Krümel von den Fersen und Zehen. Dann gehe ich barfuß über den Asphalt zum Auto.

»Diesmal wartest du, versprochen?«

Bro setzt sich, als ich die Beifahrertür öffne und eine alte Pferddecke auf dem Sitz ausbreite. Er klettert mit den Vorderpfoten auf die Schwelle und erlaubt mir tatsächlich, ihn hineinzuheben.

»Guter Junge«, lobe ich. »War ein langer Tag, stimmt's? Danke für den Ausflug! Ohne dich wäre ich nicht so lange geliebt.«

Als ich um den Wagen herumgehe, streift mein Blick einen weißen Van, der in erster Reihe geparkt ist. Ein Klapp Tisch und Stühle stehen vor der verschlossenen Seitentür. Das lässt man eigentlich nicht draußen, wenn man an den Strand geht. Ich frage mich, wer so parkt und dann nicht genau hier sitzt, um das abendliche Farbenspiel zu genießen.

Mein Telefon summt. Jemand hat versucht, mich zu erreichen. Vermutlich hatte ich am Strand keinen Empfang. Seufzend höre ich die Mailbox ab.

»Auf geht's, Bro. Wir müssen noch einen kleinen Schlenker machen, bevor ich dich zu Hause abliefere. Warst du schon mal dabei, wenn eine Kuh kalbt?«